

Der Hund in Saal 6 bellt

Sie hörte das leise Rauschen des Windes, der die Krone der Esche bewegte. Herbstblätter in Rot und Gold. An den Mauern rankte sich Efeu. Der Anblick war so schön, dass es ihr die Tränen in die Augen trieb.

Sie wandte sich ab und zwang sich, den Blick auf das Schlachtfeld zu richten. Die Verwundeten versammelten sich wortlos um den General. Der Arzt hatte den Arm abgebunden, vielmehr das, was von ihm übriggeblieben war. Auf dem Feld herrschte Totenstille.

War es Ehrfurcht oder blankes Entsetzen, das sie ebenfalls stumm werden ließ? In ihrem Mund sammelte sich klebrige Spucke. Die meisten hatten die Schlacht nicht überlebt. Wenn sie nur wüsste, wie es ihrem Großvater ging. Warum war er nicht hier? Da fasste sie einen Gedanken, der sie zunehmend beruhigte. Wenn er nicht hier war, konnte er nur irgendwo da draußen sein. Sie lächelte. Großvater lebte.

Da bewegte sich jemand zwischen den Toten und Verletzten auf dem Feld. Ein Wachmann in blauer Uniform, der nach dem Feind Ausschau hielt. Die Arme verschränkt, patrouillierte er durch die Reihen.

Zielstrebig steuerte sie auf ihn zu, hielt im nächsten Moment inne und starrte auf den Soldaten vor ihr. Aus dem linken Auge quoll Blut, langsam rann es die Wange hinunter.

Nach Luft schnappend hob sie die Hand, führte sie an die Wange des Soldaten – und stieß einen Schreckenslaut aus.

»... berühren!«, hörte sie den Wachmann rufen.

Sie spürte ein Kribbeln im Nacken, als würde etwas aus ihr heraustreten. Dann sah sie dem Wachmann in die Augen. Sein Blick war fragend – zweifelnd.

»Bitte nicht berühren«, sagte er.

»Entschuldigung«, sagte sie.

Schweiß trat ihr auf die Stirn, als sie begriff, was soeben passiert war. Es hätte nicht passieren dürfen. Nicht hier, in den heiligen Hallen. Nicht jetzt, nachdem sie die Tropfen vorschriftsmäßig mit einem Schluck Wasser eingenommen hatte.

Der Mann mit dem runden Gesicht und dem dunkelblauen Anzug musste neu hier sein. Auf seinem Schild stand kein Name. Nur: *Antike am Königsplatz – Aufsicht*.

Ihre Lieblingswärter waren A. Keller und S. Reimann. Sie durften auf keinen Fall von dem hier erfahren.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, hörte sie den Neuen fragen.

»Alles in Ordnung, vielen Dank«, beteuerte sie hastig.

Nach kurzem Zögern gab sich der Neue zufrieden.

Erleichtert ließ sie sich auf einen der schwarzen gepolsterten Stühle am Rande des Saals fallen und sah durch die große Fensterwand. Herbstblätter in Rot und Gold. Wie oft war sie in dem malerischen Innenhof gesessen und hatte im Anschluss die Säle bewundert.

Der verbliebene Arm des Generals war aus Stein, wie alles hier. Das blutende Auge des Soldaten gehörte zum Kopf des Kaisers Augustus. Und blutete jetzt nicht mehr. Sie stellte es in detektivischer Manier, in nüchterner Einsamkeit fest. Sie hatte es geschafft, die steinernen Figuren in Saal 11 mit Leben zu füllen; eine dunkle, furchterregende Gabe.

Es war lange nicht mehr passiert. Und es hätte niemals mehr passieren dürfen. Auf keinen Fall hier, in den Hallen der Glyptothek.

»Wiedersehen, Frau Schneider!«, rief ihr S. Reimann fröhlich hinterher, als sie, mit einer Hand winkend, den Kopf gesenkt, hinaus auf den Königsplatz trat.

Vor knapp zwei Jahren hatte sich Brunhild Schneider von dem leitenden Klinikarzt, Dr. Müller, verabschiedet. Das ergraute Haar nach hinten gekämmt, die randlose Brille in der Tasche des weißen Kittels halb versteckt, machte er auf Brunhild den Eindruck eines unnahbaren Arztes, von denen es in der Vorstellung der meisten Patienten unzählige gab.

»Sie werden mit Ihrer Krankheit leben können, wenn auch etwas eingeschränkt«, sagte er und überreichte ihr die Entlassungspapiere in einem Umschlag. »Hier ist die Adresse von Dr. Stern. Die ambulante Therapie wird Ihnen guttun. Bleiben Sie am Ball!«

»In Schwabing, das ist praktisch«, erwiderte Brunhild und probierte ein Lächeln. *Bleiben Sie am Ball!* Die Diagnose »paranoide Schizophrenie« hatte Brunhild endgültig ins Aus gekickt. Das Gefühl, im Abseits zu stehen, kannte sie seit ihrer Kindheit. Opa Hans, ein glühender Anhänger von Richard Wagner, hatte sie die meiste Zeit großgezogen. Es waren nicht seine strenge Hand oder die lautmalerisch erzählten Geschichten vom Krieg gewesen, die sie in Nöte versetzt hatten, zumindest nicht bewusst. Es war ihr Name, für den sich der Großvater verantwortlich zeigte. Er selbst hatte es ihr mit stolzem Unterton offenbart: *Du trägst den Namen einer isländischen Königin, einer Walküre!* Wie sollte sie sich damit identifizieren? In einer Zeit, in der Eltern ihre Kinder Claudia, Petra oder Sabine nannten, war Brunhild einfach nur deppert. Wenn sie wenigstens Brunhilde heißen würde! Dann hätte man sie Hilde genannt. So aber blieb nur Brunni. Mit zwei N.
»Ihr Gehirn erzeugt eine zweite Realität, die ebenso rasch wieder verschwindet, möglicherweise

durch Reize von außen«, riss sie Dr. Müller aus ihren Gedanken. »Sie haben Glück, dass Sie immer wieder herausfinden. Nicht allen Patienten gelingt das.«

Ihre Schübe waren immer seltener und kürzer geworden. Während des Klinikaufenthalts hatte man sie auf ein Psychopharmakon eingestellt; man hatte es ihr verabreicht, ohne dass sie darüber nachdenken musste. Nun war sie für sich selbst verantwortlich. Mit der Bemerkung, sie müsse weiterhin auf Alkohol und Kaffee verzichten, hielt ihr Dr. Müller das Medikament unter die Nase. »Haldool«, fügte er schleppend hinzu, es klang, als wollte er sagen: »Halloo? Geht's noch?« Er verschrieb ihr dreimal täglich 30 Tropfen. Ob sie an stabilen Tagen weniger nehmen dürfte, wagte sie nicht zu fragen. Was sie sicher wusste: Auf Dauer würde es ihr schwerfallen, mit einer Kanne Kräutertee statt Kaffee in den Tag zu starten. Und auch gerade abends und in Gesellschaft gar keinen Alkohol mehr zu trinken, würde ihr gewiss nicht leichtfallen.

In den letzten Wochen war Brunhild zu leichtsinnig gewesen. Zwei Jahre Haldol hatten sie in eine Glocke aus dichtem Nebel getaucht. Das hatte sie nicht länger hinnehmen wollen. Zudem war sie kein Asket. Sollte sie ihr Leben lang auf jedes Genussmittel verzichten? Nein. So kam es, dass sie bei den Tropfen neuerdings das ein oder andere Mal nur bis 20 statt bis 30 zählte, dass sie nun hin und wieder einen Cappuccino oder sogar ein Glas Wein genoss. Sie hatte eine wunderbare Gut-Wetter-Phase durchlebt, und nicht mehr jeden der wertvollen Tipps von Dr. Stern berücksichtigt. »Beobachten Sie sich und Ihre Umwelt. Vermeiden Sie Situationen, die Sie aufwühlen. Und wenn Sie spüren, dass etwas nicht stimmt, schauen Sie immer nach links, niemals nach rechts«, hatte die Ärztin etwa gesagt. »Stellen Sie sich vor, da liegt ihr gesunder Teil, der Sie schützt. Sie können lernen, sich zu kontrollieren.«

Brunhild verfluchte sich. Weshalb hatte sie nicht auf Dr. Stern gehört? Sie hätte merken, müssen, dass etwas nicht in Ordnung gewesen war: Der bloße Anblick des Gartens in der Glyptothek hatte sie rührselig werden lassen. Ihre Gefühle waren übertrieben gewesen, jenseits der *Normalität*.

Was hatte sie getan? Sie hatte all die guten Ratschläge in den Wind geschossen. Und dies, obwohl sie stets bestrebt war, zu funktionieren – und obwohl sie die Therapeutin mit dem glatten blonden Haar ganz gerne mochte. Dr. Stern war wirklich auf ihrer Seite.

Es ist wieder passiert, dachte sie verzweifelt. Und nicht nur einen Moment lang, sondern *richtig*.

Sie hielt den Kopf während des gesamten Heimwegs gesenkt. Hatte irgendjemand bemerkt, was mit ihr los war? Sie lauschte den Schritten, die sie glaubte zu hören. Wenige Meter hinter ihr. Wurde sie verfolgt? Oder war sie im Begriff, von einem Schub in den nächsten zu gelangen?

Mit zitternden Händen schloss Brunhild die Türe zu ihrer kleinen Neuhauser Wohnung in der Trivastraße auf. Sie stapfte in den ersten Stock – und hörte wieder Schritte. Dicht hinter ihr. Ganz dicht.

»Brunhild!«

Erschrocken drehte sie sich um. »Stefan!«, rief sie erleichtert. Sie stieß den übrigen Atem aus: Was jetzt passierte, war weder Wahn noch Bedrohung. Es hatte sie nur ihr Nachbar aus dem zweiten Stock gerufen. Stefan Hauser, Anfang fünfzig, alleinstehend, dunkles Haar, braune Augen, sportliche Figur. Sah er ihr nicht ein wenig ähnlich? Auch sie war ein dunkler Typ. Wenn sie es schaffte, den Nachbarn anzusehen, war es, als würde sie in ihr Spiegelbild schauen. Aber sein Blick war seltsam. Zu intensiv. Die Chance, ihn näher kennen zu lernen, machte ihr Angst. Er ist zu alt, redete sie sich ein, obgleich sie selbst kurz vor der Fünfzig stand.

»Was'n los?«, fragte Stefan und sah sie mit diesem zu intensiven Blick an. Als würde er in ihren Kopf gucken.

»Nichts, ich hab' es bloß eilig«, sagte sie. »Tut mir leid.«

»Des is doch koa Problem«, meinte er in gepflegtem Bairisch und zwinkerte ihr zu. »Servus derweil.«

Dankbar erwiderte sie den Gruß – natürlich nicht auf Bairisch, sie sagte: »Tschüß, auf bald!« – und verschwand nach oben in ihre Wohnung. Sie hätte es nicht fertiggebracht, mit ihm auf der Treppe einen Smalltalk zu halten. Nicht jetzt, nach dem Vorfall in der Glyptothek.

Manchmal träumte sie von einem Essen mit Stefan an einem lauen Herbstabend. Filetsteak mit knusprigen Pommes und viel Ketchup. Dafür konnten sich die meisten Männer begeistern. Mehr wagte sie nicht zu denken. Mit dem Ausbruch ihrer Krankheit war das Thema Liebe auf den letzten Platz ihrer Liste gerückt.